

**HEYNE <**

## ZUM BUCH

Dismas Hardy übernimmt einen Fall für einen unter ungeklärten Umständen verschwundenen Anwalt: Der Nationalgardist Evan Scholler ist des Mordes am ehemaligen Navy SEAL Ron Nolan angeklagt. Eigentlich eine glasklare Sache, bis Hardy mithilfe seines alten Freundes Detective Glitsky herausfindet, dass sich Opfer und Täter im Irak kennenlernten und Nolan ein Verhältnis mit Schollers Freundin hatte. Die Spur führt in die Grauzone zwischen amerikanischem Militär und privaten Sicherheitsfirmen, und Hardy muss erkennen, dass hinter dem Mord mehr als Eifersucht steckt.

»Wie immer in der ersten Reihe, wenn es um Gerichtsthiller geht.«

*Chicago Tribune*

## ZUM AUTOR

John Lescroart begann schon während seines Studiums in Berkeley mit dem Schreiben, entschied sich dann aber, Rockmusiker zu werden. Nach einer schweren Krankheit und elf Tagen im Koma beschloss er, sich doch wieder seinen Romanen zu widmen, und stürmte auf Anhieb die US-Bestsellerlisten. Heute lebt er als freier Schriftsteller in Davis, Kalifornien. Seine Justizthriller sind internationale Erfolge.

Besuchen Sie den Autor im Internet unter  
[www.johnlescroart.com](http://www.johnlescroart.com)

## LIEFERBARE TITEL

*Das Motiv – Ehernes Gesetz – Das Gesetz der Jagd – Dünnes Eis – Mordverdacht*

John Lescroart

# SCHATTENKAMPF

Thriller

Aus dem Amerikanischen  
von Sepp Leeb

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Die Originalausgabe BETRAYAL erschien 2008  
bei Dutton, Penguin Group Inc., New York



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete  
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*  
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Vollständige deutsche Erstausgabe 12/2010

Copyright © 2008 by The Lescroart Corporation

Copyright © 2010 dieser Ausgabe by Wilhelm Heyne Verlag, München  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2010

Umschlagabbildung: © James P. Blair/National Geographic/GettyImages

Umschlaggestaltung: Eisele Grafik-Design, München

Satz: Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-43509-4

[www.heyne.de](http://www.heyne.de)

*Für Lisa M. Sawyer,  
die das Leben mit mir teilt und mein Herz besitzt*



*»Der Tod eines Mannes ist seine eigene Sache.«*

Aaron Moore, 1st Sergeant, US Marine Corps

*»Ungerechtigkeit ist relativ leicht zu ertragen;  
es ist Gerechtigkeit, die schmerzt.«*

Henry Louis Mencken



# Prolog

2006

An einem Mittwochabend Anfang Dezember stand Dismas Hardy an der schmalen dunklen Kirschholzlinie im hellen Parkettboden seines Büros und warf einen Dart. Es war der letzte von dreien, und sobald er den Pfeil losgelassen hatte, wusste er, dass er dort landen würde, wohin er gezielt hatte, im 20er Segment, in das er auch mit den beiden vorherigen getroffen hatte. Hardy war ein überdurchschnittlich guter Dart-Spieler – bei einem Turnier hätte ihn jeder gern in seinem Team gehabt –, und deshalb brach er wegen der drei Zwanziger nicht in Freudenstürme aus. Umgekehrt hätten allerdings ein oder gar zwei Fehlwürfe in einer Runde sein Stimmungsbarometer, das ohnehin schon bedenklich niedrig stand, noch stärker sinken lassen.

Insofern spielte Hardy ein Spiel, bei dem es für ihn nichts zu gewinnen gab. Traf er ins Ziel, freute er sich nicht; verfehlte er es, ärgerte er sich gewaltig.

Nach dem Wurf ging er nicht zur Scheibe, um die Darts wie bei den vorherigen dreißig Runden herauszuziehen, sondern atmete tief aus, ließ die Schultern sinken und nagte gedankenversunken an der Innenseite seiner Wange.

Auf der anderen Seite der geschlossenen Tür, am Empfang,

begann das Telefon zu läuten. Es war allerdings schon lange nach Büroschluss und fast drei Stunden her, dass Phyllis, der alterslose Drache von Empfangsdame und Sekretärin, zu ihm hereingeschaut und sich verabschiedet hatte. Möglicherweise arbeiteten in einigen der anderen Büros noch Anwälte oder Assistenten an Schriftsätzen oder Recherchen – das war hier schließlich eine Anwaltskanzlei, in der die einzige gültige Währung die abrechenbare Stunde war –, aber im Großen und Ganzen war der Arbeitstag zu Ende.

Trotzdem, obwohl nichts Dringendes anlag, blieb Hardy.

Im Lauf der letzten zwanzig Jahre hatten sich die Mittwochabende den nahezu unantastbaren Status eines gemeinsamen Ausgeh-Abends erworben, an dem Hardy und seine Frau Frannie ihre zwei Kinder Rebecca und Vincent – zuerst mit einem Babysitter, dann allein – zu Hause ließen und zusammen essen gingen. Häufig trafen sie sich bei diesen Gelegenheiten zunächst im Little Shamrock, das etwa auf halbem Weg zwischen ihrem Haus in der 34th Avenue und der Kanzlei in Downtown lag und Hardy zusammen mit Frannies Bruder Moses McGuire gehörte. Dort genehmigten sie sich einen gepflegten Drink und zogen dann in ein Lokal von entsprechend größerer oder geringerer Kultiviertheit weiter – San Francisco hatte sie alle zu bieten – und nahmen wieder Fühlung miteinander auf. Oder versuchten dies zumindest.

An diesem Abend hatten sie eigentlich vorgehabt, sich in Traci des Jardins Spitzenrestaurant *Jardiniere* zu treffen, das sie erst im vergangenen Jahr entdeckt hatten, als Jacob, einer der Söhne von Hardys Freund Abe Glitsky, aus Italien zurückgekehrt war und an mehreren Aufführungen in der direkt gegenüberliegenden Oper mitgewirkt hatte. Aber dann hatte Frannie um halb fünf in der Kanzlei angerufen und ihm

von Phyllis bestellen lassen, sie müsse leider absagen, weil bei einer ihrer Mandantenfamilien ein Notfall eingetreten sei.

Hardy hatte zwar gerade mit einem Mandanten telefoniert, als Frannie anrief, aber normalerweise scheute er sich nicht, geschäftliche Gespräche zu unterbrechen, um mit seiner Frau zu sprechen. Das wusste Frannie, und das wiederum hieß, dass sie nicht mit ihm über das abgesagte Essen hatte reden wollen. Ihr Entschluss hatte unverrückbar festgestanden.

Nach einer weiteren Minute der Reglosigkeit begann Hardy mit den Schultern zu kreisen und ging hinter seinen Schreibtisch. Er griff nach dem Hörer, wählte eine Nummer, hörte es anläuten, wartete.

»Halli-hallo.«

»Bist du jetzt vollkommen übergeschnappt?«, sagte Hardy.  
»Meldest du dich neuerdings immer so? ›Halli-hallo?‹«

»Na ja, klingt doch irgendwie lockerer, nicht so bierernst. Halli-hallo. Was hast du dagegen?«

»Ich fand es besser, wenn du dich bloß mit Glitsky gemeldet hast.«

»Bei einer Dumpfbacke wie dir wundert mich das nicht im Geringsten. Treya hat mir klargemacht – und sie hatte wie immer Recht –, dass es etwas mürrisch, um nicht zu sagen unfreundlich rüberkommt, wenn ich zu Hause ans Telefon gehe und meinen Namen in den Hörer knurre.«

Groß gewachsen, breitschultrig, mütterlicherseits schwarz – sein Vater Nat war Jude – war Glitsky zeit seines Lebens Polizist gewesen und hatte sich zu seinem Selbstschutz eine Persona zugelegt, die man, vorsichtig ausgedrückt, als kurz angebunden hätte bezeichnen können. Sein Lieblingsgesichtsausdruck vereinte einen verstörend durchdringenden Blick mit desinteressierter Neutralität und erweckte in Verbindung

mit seinen anormalen eisblauen Augen und der durch beide Lippen laufenden Narbe den Eindruck einschüchternder, nur mit Mühe unterdrückter Wut. Angeblich hatte er Verdächtigen schon Geständnisse entlockt, ohne etwas anderes zu tun, als mit verschränkten Armen und finsterner Miene am Vernehmungstisch zu sitzen. Selbst wenn dieses Gerücht nicht ganz der Wahrheit entsprach, hatte Glitsky nichts getan, um es zu zerstreuen. Es fühlte sich wahr an. Es klang wahr. Folglich war es für die Zwecke eines Cops auch wahr genug.

»Wann wolltest du in deinem Leben schon mal freundlich erscheinen?«, sagte Hardy.

»Das siehst du völlig falsch. Zu Hause, den Kindern will ich keine Angst einjagen.«

»Tust du aber. Das ist doch der Trick bei der Sache. Beim ersten Wurf hat es jedenfalls bestens funktioniert.«

»Beim ersten Wurf, das gefällt mir. Aber die Zeiten ändern sich. Wenn du heutzutage den unfreundlichen Glitsky willst, musst du mich im Dienst anrufen.«

»Ich weiß nicht, ob ich den abkann.«

»Du wirst es überleben. Aber jetzt, was steht an?«

Einen Augenblick summte die Leitung von leerer Luft. Dann sagte Hardy: »Wie sieht's aus? Hättest du Lust, was trinken zu gehen?«

Glitsky trank nicht, und wenige wussten das besser als Hardy. Das verlieh der scheinbar unschuldigen Frage besondere Bedeutungsschwere. »Klar«, sagte Glitsky nach kurzem Zögern. »Wo und wann?«

»Ich bin noch in der Kanzlei«, sagte Hardy. »Okay, wenn ich dich in zehn Minuten abhole?«

Perverserweise – sich selbst sagte er zwar, es läge daran, dass es das erste Lokal war, das ihm einfiel, in dem es keinen Fernseher gab – fuhr Hardy mit Glitsky zum *Jardiniere*, wo er sein Auto dem Valet übergab. Sie bekamen einen Tisch auf der Leeseite der kreisrunden Bar. Es war ein Opernabend, und *Der Barbier von Sevilla* war vermutlich noch nicht über den ersten Akt hinaus gediehen, weshalb sie das Lokal fast ganz für sich allein hatten. Auf der Fahrt hierher waren sie fast automatisch auf ein vertrautes Thema zu sprechen gekommen – die Zustände bei der Polizei und ihre anscheinend bevorstehende Umstrukturierung. Der Gesprächsstoff hatte sie den ganzen Weg begleitet und war noch immer nicht ausgeschöpft. Glitsky, der Deputy Chief of Inspectors war, hatte einige Aspekte beizusteuern, die ganz unmittelbar ihn selbst betrafen, insbesondere das Dilemma, dass er zwar keineswegs den Dienst quittieren, andererseits aber auch nicht in seiner gegenwärtigen hohen Stellung weitermachen wollte.

»Und was wäre die Alternative?« Hardy nahm einen Schluck Bier. »Nein, lass mich raten. Zurück in die Lohnbuchhaltung.«

Glitsky war ein paar Jahre zuvor, als er Leiter des Morddezernats gewesen war, angeschossen worden, und nachdem er infolge der zahlreichen Komplikationen im Zuge seiner Genesung fast zwei Jahre beurlaubt gewesen war, wurde er als Sergeant zur Lohnbuchhaltung versetzt, obwohl er eigentlich Lieutenant des Civil Service war. Wäre sein Mentor Frank Batiste nicht zum Polizeichef ernannt worden, wäre Glitsky vermutlich immer noch dort. Oder, noch wahrscheinlicher, er hätte sich aufs Altenteil begeben und würde jetzt von seiner mit gelegentlichen Security-Jobs aufgebeserten Pension leben. Aber Batiste hatte ihn unter Überge-

hung einiger hochrangiger Kandidaten zu seinem Stellvertreter ernannt.

Alles in allem tat Glitsky so, als fände er das durchaus positiv. Er hatte ein großes und repräsentatives Büro, einen eigenen Dienstwagen inklusive Fahrer, eine Gehaltserhöhung, mehr Einfluss in der Stadtpolitik, Gehör bei Bürgermeister und Polizeichef. Doch die seiner Meinung nach nicht zu übersehende Kehrseite all dessen war, dass seine Tätigkeit in erster Linie politischer Natur war, was Glitskys Wesen zuwiderlief. Die häufig sinnlosen Besprechungen, Pressekonferenzen, öffentlichen Auftritte, Medienmanipulationen und Treffen mit Bürgerinitiativen und deren Vertretern, die den Großteil seiner Arbeitszeit in Anspruch nahmen, trieben Glitsky an den Rand des Wahnsinns. Das entsprach nicht seiner Vorstellung von Polizeiarbeit; das war nicht, wofür er geboren zu sein glaubte.

Glitsky kippte sein Wasserglas steil nach oben, sog einen kleinen Eiswürfel ein, zerkaute ihn, sah Hardy an. »Du weißt ja, dass Lanier« – das war der gegenwärtige Leiter des Morddezernats – »in Pension geht.«

»Das wäre schön blöd«, bemerkte Hardy.

»Was heißt hier blöd? Ich würde auch in Pension gehen, wenn ich es mir leisten könnte.«

Hardy schüttelte den Kopf. »Ich rede nicht von Lanier, ich rede von dir.«

»Ich gehe nicht in Pension.«

»Natürlich nicht, ich weiß. Aber was du tust, ist: Du überlegst, ob du Batiste fragen sollst, ob er dich wieder zum Morddezernat zurückversetzen kann, oder etwa nicht?«

»Und ich dachte noch, ich hätte nicht gleich den Holzhammer ausgepackt.«

»Wann wirst du dich noch mal ändern?« Hardy nahm einen Schluck Bier. »Hast du mit Treya schon darüber geredet?«

»Klar.«

»Und? Was sagt sie dazu?«

»Du wirst zwar nur wie üblich die Augen verdrehen, aber sie sagt, was mich glücklich macht, macht auch sie glücklich.« Hardys erwartete Reaktion ließ Glitsky mit dem Finger auf ihn deuten. »Da haben wir's schon, siehst du?«

»Ich kann einfach nicht anders«, sagte Hardy. »Was soll man bei so einem Spruch schon anderes tun, als die Augen zu verdrehen. Hast du schon mit Batiste geredet?«

»Nein. Er hat mir mit der Ernennung zum Deputy Chief einen großen Gefallen getan. Da möchte ich nicht undankbar erscheinen.«

»Außer, dass du es bist.«

»Na ja, ich mache diesen Job jetzt schon drei Jahre, und ich könnte nicht behaupten, dass er mir langsam besser zu liegen beginnt.«

»Und das Morddezernat täte das schon?«

Glitsky schob sein Glas in einem kleinen Feuchtigkeitsring herum. »Es entspricht mehr dem, wie ich gepolt bin. Mehr nicht. Nur deshalb bin ich zur Polizei gegangen.«

Damit kamen sie endlich zu dem Grund, warum sie überhaupt hierhergekommen waren.

»Es ist einfach so völlig anders«, sagte Hardy. »Ich meine, vor zwei Jahren, da hatte ich zwei Kinder und eine Frau, die auf mich warteten, wenn ich nach Hause kam. Du wirst es nicht glauben, aber wir saßen am Küchentisch und spielten Scrabble. Oder sahen uns zusammen Videos an.«

»Wenn mich meine Erinnerung nicht täuscht, konntest du

es nicht erwarten, dass das endlich ein Ende hätte. Es war so langweilig.«

»So langweilig auch wieder nicht. Selbst letztes Jahr noch, Beck war zwar schon an der BU, aber Vince war wenigstens noch zu Hause, und wir haben ein paarmal die Woche alle zusammen zu Abend gegessen. Aber jetzt ist er in San Diego, und Frannie arbeitet wie eine Irre und ... es ist einfach alles so völlig anders.«

»Alle ausgeflogen«, sagte Glitsky.

»Ich dachte, ich würde es toll finden.«

»Da siehst du's. Auch da hast du falschgelegen.« Glitsky zuckte mit den Schultern. »Du wirst dich dran gewöhnen.«

»Ich will mich aber nicht daran gewöhnen. Ich will es so mögen, wie es sein sollte.«

»Wie soll ich das verstehen? Sollte?«

»Du weißt schon, abends mit meiner Frau ausgehen, an den Wochenenden ohne die Kinder was unternehmen, auswärts übernachten, wieder das alte sorgenfreie Leben führen.«

»Als ob du das je geführt hättest.«

»Du weißt sehr wohl, was ich meine. Ich finde es einfach nicht richtig.«

»Was? Dass Frannie arbeitet?«

»Nein. Nein, sie wollte wieder zu arbeiten anfangen, nachdem die Kinder zu Hause ausgezogen waren. Ich stehe da voll hinter ihr. Wieder zu unterrichten und alles. So haben wir es ja schließlich auch geplant.«

»Nur hast du nicht gedacht, dass es dir so viel Zeit abziehen würde?«

Hardy trank von seinem Bier, schluckte, atmete geräuschvoll aus. »Sie ist eine gute Frau. Ich sage nicht, dass sie das nicht ist.«

»Es gibt wenig bessere. Wenn du, was sie angeht, auf dumme Gedanken kommen solltest, kriegst du es mit mir höchstpersönlich zu tun.«

»Ich mache schon keine Dummheiten. Ich versuche nur, irgendwie damit fertigzuwerden, wie es jetzt zwischen uns läuft. Es ist, als ob plötzlich ihr Job ihr ganzes Leben wäre.«

»Hast du während eines Mordprozesses mal was mit dir selbst unternommen? Wenn mich nicht alles täuscht, hast du da auch so einige Abendessen ausfallen lassen.«

»Das ist nicht das ...« Hardys Ton wurde härter. »Ich habe das ganze Geld angeschafft, Abe. Ich habe alle versorgt. Das ist jetzt nicht mehr der Fall.«

»Ach so, klar. Da hast du völlig Recht. Als das noch der Fall war, war es anders.«

Hardy drehte sein Glas auf dem Tisch und ließ den Blick abwesend durch die schwach beleuchtete Bar wandern. Selbst mit seinem besten Freund auszugehen, um über sich selbst zu sprechen, erwies sich als nicht besonders prickelnd. Es würde sich einiges ändern, und wie Glitsky sagte, würde er sich daran gewöhnen müssen. Was redete er eigentlich, es hatte sich schon einiges geändert, direkt vor seiner Nase, und er hatte es kaum kommen sehen. »Es ist wohl nie leicht, oder?«, sagte er.

Glitsky kaute etwas mehr Eis. »Was hast du denn erwartet?«

Nach Jahren zunehmender Verärgerung und Frustration hatte Hardy schließlich kapituliert und einen abgeschlossenen Stellplatz gemietet. Die Doppelgarage war zwar weite eineinhalb Blocks von seinem Haus entfernt und kostete ihn fast viertausend Dollar im Jahr, aber wenn man auf einen Knopf an der Sonnenblende seines Autos drückte, ging das Tor von

selbst auf, und außerdem lag sie immer noch näher als die meisten Parkplätze, die er normalerweise am Straßenrand fand. Sie erfüllte eine Doppelfunktion als Lagerraum und entzog, was vermutlich das Beste war, die Familienautos den unmittelbaren Gefahren von Diebstahl oder Vandalismus oder beidem, denen seine Familie in den achtzehn Monaten, bevor Hardy zum ersten Mal die Miete überwiesen hatte, dreimal zum Opfer gefallen war.

An diesem Abend war der Fußmarsch nach Hause aber nicht weiter schlimm. Er hatte nach den zwei Bieren mit Glitsky nichts mehr getrunken; seine Fallbelastung hielt sich zur Zeit in Grenzen, weshalb er nicht seinen üblichen Zwanzig-Kilo-Aktenkoffer zu schleppen hatte; die Nacht war frisch und klar. Sein zweigeschossiges viktorianisches »Eisenbahn«-Haus in der 34th Avenue oben bei der Clement Street war das einzige frei stehende Haus in einem Block voller Mietshäuser. Es hatte einen weißen Lattenzaun, einen ordentlich gepflegten, wenn auch winzigen Vorgarten. Eine Seite des Rasens begrenzte ein von Blumenbeeten gesäumter gepflasterter Weg; zu der kleinen Veranda führten vier Stufen hinauf, über der Tür brannte ein Licht. In Fensterkästen wuchsen weitere Blumen.

Hardy schloss die Tür auf und machte die Flurbeleuchtung an. Das Haus wurde als viktorianisches »Eisenbahn«-Haus bezeichnet, weil der Grundriss des Erdgeschosses wie ein Eisenbahnwaggon angelegt war. Alle Zimmer – Wohn-, Aufenthalts-, Esszimmer – gingen von dem langen Flur ab, in dem Hardy jetzt in den hinteren Teil des Hauses ging.

Er machte in der Küche und im dahinter liegenden Wohnzimmer Licht – im Haus herrschte Totenstille –, sah automatisch nach seinen Zierfischen, streute etwas Futter auf die Wasseroberfläche und blieb in ziemlich derselben Haltung

passiver Unentschlossenheit stehen, die er nach seiner letzten Runde Darts eingenommen hatte. Nach einer Minute machte er wieder ein paar Schritte und landete in der Ecke, von der Rebeccas und Vincents Zimmer abgingen.

Zuerst öffnete er die Tür zu Becks Zimmer. Sie hatte erst vor zwei Wochen darin geschlafen, als sie an Thanksgiving nach Hause gekommen war, aber jetzt fehlte dort natürlich jede Spur von ihr. Das Bett war ordentlich gemacht, die Bücherregale aufgeräumt. Auch Vin war zu Hause gewesen, und sein Zimmer war im Großen und Ganzen wie das seiner Schwester, wenn auch etwas lauter in seiner Abwesenheit – einfach mehr ein Jungenzimmer, mit Sportler- und Musikerpostern und wesentlich mehr Krempel überall. Hauptsächlich wirkten jedoch beide Zimmer einfach nur leer.

Nachdem er den Anrufbeantworter abgehört (keine Nachrichten) und auf die Uhr gesehen hatte, rief er Frannie auf dem Handy an, bekam aber nur ihre Mailbox dran. Wenn sie bei Mandanten war, machte sie das Handy immer aus. Er sagte: »Yo. Es ist Viertel vor neun, und ich mache mich gerade dran, etwas zu kochen, was sicher super wird. Wenn du die Nachricht abhörst und auf dem Heimweg bist, gib mir Bescheid, und ich warte mit dem Essen auf dich. Wenn nicht, Pech gehabt. Bis später.«

Hardys schwarze gusseiserne Bratpfanne hing an einem Marlin-Angelhaken über dem Herd. Er nahm das Fünf-Kilo-Monstrum herunter und stellte es auf den Herd, drehte das Gas auf, nahm eine Prise Meersalz aus der Schale neben dem Herd und streute sie in die Pfanne. Egal, was er machen würde, Salz konnte nie schaden.

Er öffnete den Kühlschrank und fand nach kurzem Krauchen Pilze, eine Zwiebel, eine Paprika, etwas übrig gebliebene

Fettucine mit einer weißen Soße, die er als ziemlich gut in Erinnerung hatte. Eine verschimmelte Tomate warf er weg, aber damit blieben immer noch zwei, die wahrscheinlich rettenswert waren, wenn er sie vorsichtig schnitt. Ohne sich dessen bewusst zu sein, hatte er »Baby, It's Cold Outside« zu summen begonnen – auf der Heimfahrt hatte er eine Steve-Tyrell-CD mit alten Standards gehört. Im Gefrierfach war eine Viererpackung der Putenwürstchen mit Basilikum, die er so gern mochte.

In fünf Minuten hatte er alles kleingeschnitten, in die Pfanne gekippt und aufs Geratewohl etwas Kräuter und Gewürze sowie mehrere Spritzer Tabasco-Soße und eine halbe Tasse von dem Zinfandel dazugegeben, den er gerade aufgemacht hatte. In dem Moment, in dem er die Flamme zurückdrehte und einen Deckel auf die Pfanne gab, läutete das Telefon. In der Annahme, es sei Frannie, nahm er beim zweiten Läuten ab und meldete sich mit: »Bob's Beanery.«

»Da muss ich mich wohl verwählt haben«, antwortete eine Männerstimme.

»Nein, halt! Entschuldigung. Ich dachte, es wäre meine Frau.«

»Spreche ich mit Mister Hardy?«

»Ja, am Apparat.«

»Mister Hardy, ich bin Oscar Thomasino.«

»Euer Ehren, wie geht's?«

»Danke, gut. Kann ich Sie so spät noch kurz stören?«

»Aber sicher, kein Problem. Was gibt's?«

»Also, das Ganze ist zugegebenermaßen etwas ungewöhnlich, aber nachdem wir uns schon so lange kennen, dachte ich mir, ob ich Sie aufgrund unserer langjährigen beruflichen Beziehung nicht doch mit so etwas behelligen könnte.«

Das war in der Tat ungewöhnlich, um nicht zu sagen unerhört. Hardys Tonfall blieb trotzdem neutral. »Aber selbstverständlich, Euer Ehren. Jederzeit – soweit es in meiner Macht steht.« Es kam selten genug vor, dass ein Superior-Court-Richter einen Anwalt um einen Gefallen bat, und so eine Gelegenheit wollte sich Hardy nicht entgehen lassen.

»Das tut es ganz bestimmt«, sagte Thomasino. »Kannten Sie Charles Bowen? Charlie?«

»Ich glaube nicht.«

»Sie würden sich bestimmt an ihn erinnern. Immer sehr modisch gekleidet, leuchtend rote Haare, üppiger Bart.«

»Sagt mir leider gar nichts. Ist er Anwalt?«

»Ja, war er zumindest. Er ist vor sechs Monaten verschwunden.«

»Wohin?«

»Wenn ich das wüsste, wäre er wohl kaum verschwunden, oder? Er wäre irgendwo.«

»Jeder ist irgendwo, Euer Ehren. Das ist eine der zwei Grundregeln. Jeder liebt irgendwann mal irgendjemanden, und jeder muss irgendwo sein.«

In der kurzen Pause, die darauf eintrat, wurde Hardy klar, dass er zu weit gegangen war. Sein Hang zur Klugscheißerei würde ihm noch einmal das Genick brechen. Doch Thomasino hatte sich rasch wieder gefangen und konterte seinerseits mit einer Spitze. »Danke, Diz, ich werde es mir hinter die Ohren schreiben. Doch zurück zu Charlie Bowen.«

»Gut.«

»Also, wie soll ich sagen ... die Sache ist die: Er war ein klassischer Einzelkämpfer. Keine Sozietät, keine Partner, aber eine relativ gute Auftragslage.«

»Schön für ihn.«

»So ist es, aber für das Gericht war sein Verschwinden weniger schön. Und das gilt auch für seine Frau und seine Tochter, möchte ich mal sagen. Sie hat sich einen Anwalt genommen, um eine Klage auf Todesvermutung einzureichen, die, unter uns gesagt, wenig Aussicht auf Erfolg hat, und das trotz der Tatsache, dass sie dem Gericht sehr gelegen käme.«

»Wieso das?«

»Weil, wenn ein allein praktizierender Anwalt das Zeitliche segnet und in den Himmel kommt, die Anwaltskammer seine Mandate erbt und sich ihrer annehmen muss.«

»Und was ist, wenn er nicht in den Himmel kommt?«

»Dann klagt sich ein Anwalt eben einfach ein. Sie täten das jedenfalls bestimmt.«

»Ja, vielen Dank, wahrscheinlich. Euer Ehren?«

»Wie dem auch sei, es ist zwar nichts Berauschendes dabei, aber Bowen hat einiges an Arbeit hinterlassen, was selbstverständlich erledigt werden muss. Und obwohl wir keine Todesvermutung ausstellen werden, solange er nicht erheblich länger vermisst ist, hat Marian Braun« – ein anderer Richter am Superior Court der Stadt – »letzten Monat verfügt, dass ihn sein Verschwinden juristisch inkompetent macht, worauf die Anwaltskammer auf Antrag des Gerichts erst gestern seine Zulassung zurückgezogen hat.«

»Und jetzt müssen sie seine Fälle an den Mann bringen. Wenn er mein Anwalt wäre und sechs Monate lang nicht auf meine Anrufe reagiert hätte, hätte ich ihn längst gefeuert.«

»Einige seiner Mandanten haben das auch sicher getan, aber bei weitem nicht alle.« Thomasino seufzte. »Charlie war ein Freund von mir. Seine Frau ist auf das Geld, das von seinen Fällen noch hereinkommt, dringend angewiesen. Des-

halb sähe ich es gern, wenn die Kammer diese Mandate in die Hände eines Kollegen legt, der die Sache in ihrem Sinn abwickelt. Um es kurz zu machen, ich bin heute beim Mittagessen zufällig Wes Farrell begegnet.« Das war einer von Hardys Sozii. »Er meinte, in Ihrer Kanzlei wäre die Auftragslage gerade nicht so üppig. Sie könnten also wahrscheinlich mit ein paar Prozenten rechnen, wenn Mister Bowens Mandanten zu Ihrer Sozietät wechseln. Nicht, dass Sie einer von ihnen reich machen wird.«

Zwischen den Zeilen sagte der Richter damit nichts anderes, als dass es uninteressanter Routinekram war. Wahrscheinlich war Charlie die Mehrzahl seiner Mandanten vom Gericht zugeteilt worden, Bedürftige, die wegen geringfügiger Straftaten und Vergehen angeklagt waren. Trotzdem würde das Gericht für jede Stunde zahlen, die Hardys Sozii für die Strafsachen aufbrachten, und wenn bei den Zivilsachen finanziell etwas heraussprang, konnte die Kanzlei mit einer angemessenen Entschädigung rechnen. Und nicht zuletzt war es eine Gelegenheit, einem Richter etwas Gutes zu tun, denn das konnte nie schaden.

»Wahrscheinlich könnten Sie sie in den nächsten zwei Monaten alle entweder an einen Kollegen abtreten oder zum Abschluss bringen.«

»Keine weitere Überzeugungsarbeit nötig, Euer Ehren. Ich helfe Ihnen gerne aus.«

»Danke, Diz. Ich weiß das sehr zu schätzen. Und mir ist auch bewusst, dass das alles nicht gerade prickelnd ist. Ich lasse Ihnen alles im Lauf der Woche in Ihre Kanzlei bringen.«

»Ist es viel Papierkram?«

Thomasino zögerte. »Ungefähr sechzig Schachteln.« Anders ausgedrückt, eine Menge. »Aber bevor Sie in Ohnmacht



John Lescroart

**Schattenkampf**

Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 624 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-43509-4

Heyne

Erscheinungstermin: November 2010

Brandaktuell und hochspannend

Evan Scholler wird verdächtigt, den ehemaligen Elitesoldaten Ron Nolan ermordet zu haben. Der Konflikt zwischen den beiden früheren Irakkämpfern wurde dadurch verschärft, dass Nolan ein Verhältnis mit Schollers Geliebter gehabt haben soll. Doch als der Anwalt Dismas Hardy zu ermitteln beginnt, entdeckt er ein viel tiefer liegendes Geheimnis, das die beiden Männer verband.



[Der Titel im Katalog](#)